



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nationale Männer. In gewissen Kreisen hält man wissenschaftlich und langweilig für gleichbedeutend, und in diesem Sinne gilt „Die Nation“ als die wissenschaftliche Vertretung der Freisinnigkeit. Ganz unverdient genießt das Organ des Herrn L. Bamberger diesen Ruf allerdings nicht, doch wird auch in diesem Falle das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wenn „Die Nation“ sich ärgert, was ihr sehr oft begegnet, kann sie sogar unterhaltend werden. Sie ärgert sich, daß die deutsche Nation sich in ihrem Vertrauen auf den Reichskanzler noch immer nicht erschüttern läßt, obgleich die Bambergersche „Nation“ allwöchentlich aufs breiteste und immer mit denselben Scheinargumenten auseinandersetzt, er habe das Vertrauen längst verschertzt. Sie ärgert sich, daß ihre Unheilspitzeungen niemals in Erfüllung gehen wollen. Sie ärgert sich doppelt und dreifach, daß ihrem Jubel über eine neue „Niederlage“ der deutschen Politik jedesmal ein rasches und klägliches Ende bereitet wird. Sie ärgert sich heute, daß die Meinung ihrer Staatsmänner nicht nach Gebühr gewürdigt wird, und morgen, daß jemand den Auslassungen eben dieser Staatsmänner irgend eine Wirkung zuschreiben kann. Was in aller Welt soll es denn schaden, wenn „eine kleine Partei,“ die noch dazu „in der Minorität“ ist, ohne Aufhören versichert, die Regierung des Reiches sei ohne Halt im Volke, schädige fort und fort die Interessen des eignen Landes und verlege ebenso oft geflissentlich und aufs schändeste das gute Recht anderer Länder? Daß auch ganz „kleine“ Leute großen Unfug anrichten können, und daß die Feinde der Ordnung, obwohl sie glücklicherweise in der Minderheit sind, die Ordnung gefährden, scheint den Gelehrten der „Nation“ unbekannt geblieben zu sein.

In ihrem habituellen Ärger sind ihr nun unlängst zwei Sätze entschlüpft, die verdienen, nicht mit dem Papier, auf das sie gedruckt wurden, in Dunkel und Vergessenheit zu fallen. Von dem vielbesprochenen Kriegstagebuche sagt das edle Blatt in Nr. 15: „Es gewinnt so bis tief in die Reihen der Sozialdemokratie hinein leise die Empfindung eine neue verstärkte Lebenskraft, daß das hohenzollernsche Königtum und eine freiheitliche echt humane Entwicklung keineswegs einander ausschließende Gegensätze sein müssen.“ Und in der Morierschen Angelegenheit, in der sie natürlich „voll und ganz“ auf der Seite des verleumdeten britischen Votenschafters steht, läßt sie sich zu folgendem freundlichen Zugeständnisse herbei: „Herr von Deines muß — bis zum Beweis des Gegenteils — ebenso für einen Ehrenmann gehalten werden, wie Sir Robert Morier.“ Zwei Seiten früher aber steht: „Daß Morier jede Verbindung mit Bazaine im Jahr 1870 ableugnet, genügt uns.“

In derselben Nummer und zu derselben Frage heißt es auch: „Man muß die moralische Niedertracht dieser deutschen Zeitungsspezies als etwas gegebenes hinnehmen und man wird am besten thun, ohne Entrüstung, nur in kalter Betrachtung sich stets die traurige Thatsache gegenwärtig zu halten, daß diese »nationalen Männer« vor keiner Ehrlosigkeit zurückschrecken.“ Dem braucht nichts beigefügt zu werden. Oder möchte jemand die angeführten Frechheiten mit dem Ärger entschuldigen? Nun, auch der Ärger erfindet nicht, sondern er schwätzt nur aus.

Eine Doppelbibel. Als ein praktisches Unternehmen sei den Lesern d. Bl. eine neue Bibelausgabe empfohlen, die unter dem Namen „Parallelbibel“ im Verlage von Bertelsmann in Gütersloh lieferungsweise erschienen ist und jetzt vollendet vorliegt. Sie giebt dem Publikum zunächst die heilige Schrift alten und neuen Testaments in der Verdeutschung Luthers und zwar nach der Originalausgabe von 1545, dann daneben eine möglichst wortgetreue Uebersetzung des hebräischen und griechischen Grundtextes, bei der die Hilfsmittel, die die heutige exegetische Wissenschaft bietet, mit guter Auswahl und unparteiisch benutzt sind. Das Werk, das in drei Bände: die Geschichtsbücher, die poetischen und prophetischen Bücher des alten Testaments und das neue Testament, eingeteilt ist, sich aber auch in einen Band zusammenfassen läßt, wird namentlich der Laienwelt, gewiß aber auch manchem Theologen, dem die gelehrte Forschung unter den Anforderungen des amtlichen Lebens nicht mehr genügend gegenwärtig ist, willkommen sein; denn die Frage, was der Grundtext eigentlich sage, ist bei aller dankbaren Verehrung, die wir für die Gabe Luthers empfinden, nach den großen Fortschritten, welche die Wissenschaft in den Jahrhunderten nach ihm und besonders in der neuesten Zeit gemacht hat, nicht mehr von der Hand zu weisen. Zu ihrer Beantwortung stehen dem Bibelleser nun allerdings eine Anzahl Uebertragungen zu Gebote, die den Grundtext richtiger wiedergeben, als es Luther vermochte. Aber eine derselben allein zu benutzen, würde nicht hinreichen, mehrere sich anzuschaffen, würde zu kostspielig, sie mit einander und mit Luthers Werk zu vergleichen, unbequem, selbst für Theologen schwierig und für den Laien geradezu unmöglich sein, da es ihm an der Kritik fehlen würde, die das Rechte allein heraus finden läßt. Dem hienach vorliegenden Bedürfnis hilft unsre Parallelbibel ab, indem sie nicht bloß in Notizen die Stellen, die eine Berichtigung am meisten erheischen, abändert, sondern neben der Lutherischen Verdeutschung eine vollständige Uebersetzung des Grundtextes hergehen läßt, mit der der Leser fortlaufend sich überzeugen kann, wie der Grundtext lautet. Das erste Erfordernis für den Uebersetzer war, daß er den richtigen Text vor sich hatte, und das konnte bei dem Stande der betreffenden Untersuchungen der alttestamentlichen Schriften im allgemeinen nur der massorethische sein, den auch Luther benutzte. Doch sind hier abweichende Lesarten, die auf den Sinn Einfluß haben oder der Stelle überhaupt erst einen Sinn geben, soweit berücksichtigt, daß eine Randbemerkung über sie Mitteilung macht, auch wird der herkömmliche Text, wo er unübersetzbar oder notorisch verdorben ist, verlassen und nach einem veränderten übersetzt, was nur zu billigen ist. Beim neuen Testament aber konnte und mußte weiter gegangen werden. Hier ist nicht der von Luther benutzte Erasmus'sche, sondern der Tischendorfsche die Grundlage der Uebersetzung gewesen, und wo eine Lesart sich fand, die besser als die Tischendorfsche erschien, wird auf sie am Rande hingewiesen. Erster Grundsatz bei der Uebersetzung selbst war möglichst wortgetreue Wiedergabe des Originals. Gefällige Form oder gar Annäherung an moderne Ausdrucksweise lag dem Herausgeber fern. Das Kolorit der Sprache des Grundtextes sollte zur Geltung kommen und kommt hier in der That zur Geltung. Selbstverständlich mußte dadurch der Ausdruck bisweilen ungelent werden, und ebenso waren auf diesem Wege Härten und Unklarheiten nicht zu vermeiden. Doch war das Nebensache, und wir können es nur loben, daß der Uebersetzer sich daran ebensowenig gekehrt hat wie an dogmatische Anschauungen oder herkömmliche Auffassungen der einzelnen Stellen, sondern alles einfach so wiederzugeben bemüht gewesen ist, wie streng wissenschaftliche Exegese das hebräische oder griechische Original zu deuten gebietet, wobei ja Berücksichtigung des Ge-

danckenkreises der Verfasser der einzelnen Bücher nicht nur nicht ausgeschlossen ist, sondern ausdrücklich vorausgesetzt wird. Notorische Hebraïsmen und Gräzismen sind dem deutschen Idiom nicht aufgenötigt worden, doch ist in Fällen von Belang die streng wörtliche Uebersetzung am Rande vermerkt. Damit auch bei solchen Namen von Personen, Landschaften und Orten, die man in der im Deutschen gebräuchlich gewordenen Form zu lassen für gut hielt, der Leser die Form des Grundtextes erfahre, sind die betreffenden Buchstaben mit Zeichen versehen oder wegfallende Buchstaben mit Perlschrift gedruckt. Ueberdies aber giebt der Uebersetzer stets das erstemal, wo ein Name vorkommt, die Form, die er im Original hat, am Rande an.

Daß die Absicht des Uebersetzers, den Grundtext durchaus richtig wiederzugeben, allenthalben erreicht sei, behauptet er selbst nicht. Noch heute ist das Verständnis sehr vieler Stellen des alten und des neuen Testaments schwierig, ja dies gilt von ganzen Büchern in ausgedehntem Maße. Aber es ist hier geleistet worden, was möglich war, und wo der Uebersetzer unsicher war, hat er es angegeben, indem durch Uebersetzungsvarianten am Rande aller dunkeln und noch streitigen Stellen gezeigt wird, wie auch übersezt werden konnte und von Gelehrten ersten Ranges, von dem einen so, von dem andern so, übersezt worden ist, wobei natürlich nicht alle vorhandenen Deutungen angeführt werden konnten, sondern eine Auswahl des Wichtigsten getroffen werden mußte.

Zu der schon längst in Angriff genommenen Revision der Lutherschen Bibelübersetzung nimmt unsre Ausgabe der heiligen Schrift nicht direkt Stellung. Wir aber nehmen keinen Anstand, zu sagen, daß wir eine Parallelbibel wie die hier gebotene, die man sich ja in ihrer zweiten Spalte, der neuen Uebersetzung, vollkommener und genauer denken kann, für die Bedürfnisse der evangelischen Christenheit entsprechender halten als die Revision der alten Lutherbibel, mag sie auch noch so gut geraten. Denn der evangelische Deutsche will zunächst das Werk, das mit der großen Bewegung der Geister, aus der seine Kirche hervorging, vollständig verwachsen ist, das ihre Wurzel war und noch heute ihre feste Grundlage bildet, das endlich den Charakter des Kern- und Kraftmannes, der dieses Fundament fand und legte, in allen Stücken an sich trägt, jedenfalls inhaltlich und nach Möglichkeit auch der Form nach unverändert vor sich sehen; er wird immer die Empfindung haben, daß die Revision Epigonenarbeit, Pygmäenwerk ist, anderseits aber kann und soll er das Interesse fühlen, den Lebensquell seiner Kirche so lauter als möglich kennen zu lernen und darum so genau, als der Stand der Wissenschaft es erlaubt, zu erfahren, was der Grundtext sagt. Die Luthersche Uebertragung sollte deshalb ein *Noli me tangere* bleiben, die daneben gegebene neue könnte und müßte sich mit dem Fortschritt der Exegese von Zeit zu Zeit ändern, je nachdem sich mehr und mehr Einhelligkeit im Verständnis der dunkeln Stellen ausbildet.

Daß der Herausgeber unsrer Parallelbibel bei dem Luthertext, den er auf der einen Spalte abdruckte, von der Revision abgesehen hat, versteht sich deshalb von selbst, weil er nur das geben wollte, was zur Zeit kirchliche Geltung hat, und das ist eben nur der nicht revidirte Text der letzten Originalausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung vom Jahre 1545. Indes ist dabei nicht auf die ursprünglichen Sprachformen zurückgegangen worden, da der Herausgeber keinen litterarischen, sondern einen praktischen Zweck vor Augen hatte. Er giebt somit den Text der Lutherbibel in der Gestalt, in der er sich naturgemäß hinsichtlich der Form dem Bedürfnis späterer Geschlechter angepaßt hat, und in der er zuletzt durch die Bibelanstalten unter der jüngsten Generation verbreitet worden ist. Dagegen sind

allerdings unnötige Aenderungen jener Originalausgabe, die nach und nach in unsre Bibeln eingedrungen sind, in unsrer Parallelbibel beseitigt worden. Ebenso hat der Herausgeber abweichende Uebersetzungen Luthers in andern Ausgaben, wenn sie den Grundtext genauer wiedergaben als die in der Ausgabe von 1545, am Rande angeführt, und schließlich sind im neuen Testamente, von welchem die Revision der Lutherschen Verdeutschung bereits im Gebrauche ist, die Aenderungen der Revisoren in die Randspalte aufgenommen worden. Die Apokryphen giebt die Parallelbibel, obwohl der Herausgeber deren vielfachen Wert anerkennt, nicht wieder, da dies ihm als Luxus erscheint, von dem namentlich der Möglichkeit gegenüber, bei deren Weglassung das Ganze in einem einzigen Band zu vereinigen, umso mehr abgesehen werden durfte, als man diese Schriften in den gewöhnlichen Bibeln findet.

Alles Menschenwerk hat seine Schranken und Mängel, und so ist auch die hier besprochene Ausgabe der heiligen Schrift von solchen nicht frei. Aber wir wiederholen, was sich bei der neuen Uebersetzung leisten ließ, ist im wesentlichen geleistet worden, die Einrichtung ist durchaus als praktisch zu rühmen, und so dürfen wir das Werk nach beiden Richtungen warm empfehlen.

Rannitverstan. Hebel erzählt in Nr. 66 seines Schatzkästleins die bekannte Geschichte des Amsterdamer Rannitverstan und läßt sie einen deutschen Handwerksburschen erleben. Wenn auch seine Erzählungen vielfach auf eigner Erfindung beruhen, so hat er doch natürlich häufig genug auch mündliche Uebersieferung benützt, wie z. B. in der heimlichen Enthauptung (Nr. 106), einem angeblichen oder wirklichen Vorgange, der seiner Zeit viel besprochen worden sein muß, wie man aus den erst 1853 herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Baronin von Oberkirch sieht, wo die Sache mit großer Ausführlichkeit erzählt wird.

Der Handwerksbursche, der nach Amsterdam kommt, auf jede Frage die Antwort erhält: Rannitverstan und daraus Gelegenheit nimmt, über die Unbeständigkeit menschlichen Glückes zu moralisiren, findet sich fast wörtlich so in einem kleinen, im Jahre 1788 in Madrid gedruckten Buche, das den Titel führt *Critica de Paris y aventuras del infeliz Damon en la misma capital*, und von Don Manuel Antonio del Campo y Nibas angeblich aus dem Französischen übersetzt worden ist. Nur wird dort die ganze Sache von einem jungen Pariser erlebt und wird als Beweis dafür erzählt, wie wenig sich die Franzosen um fremde Sprachen kümmern. Daß das Buch eine Uebersetzung sei, ist freilich sehr unwahrscheinlich, wie man aus folgender Stelle (S. 77) schließen kann. „Ich habe einen in Amerika geborenen und in Paris lebenden Spanier gekannt, der den Namen Herr von Santo-Domingo führte und aus einer Seitenlinie des Hauses Medina Sidonia stammte. Aber selbst diesen erlauchten Namen fanden die Pariser zu lang, so daß sie Domingo wegließen und ihn einfach Herrn von Santo nannten. Mein eigner Familienname besteht aus drei leicht auszusprechenden Silben, es ist mir aber noch nicht geglückt, seine Aussprache den Lakayen der Häuser, in welchen ich verkehre, beizubringen. Ein Papagei im Vorsaale eines vornehmen Mannes meiner Bekanntschaft spricht ihn dagegen vollständig richtig aus. Freilich sagt ein berühmter französischer Schriftsteller in Betreff der Stifter der Schweizer Eidgenossenschaft: Wie schade, daß die Schwierigkeit, diese achtbaren Namen auszusprechen, ihrer Berühmtheit Eintrag thut.“ Dies würde schwerlich ein Franzose geschrieben haben.